

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 7

Artikel: Die tragikomische Erbschaft des Maurers Leemann
Autor: G.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die tragikomische Erbschaft des Maurers Leemann.

Treu nach dem Leben erzählt.

Abseits von meinem welteinjamem Heimatort befand sich im sogenannten Lee ein großer runder Hügel, dessen sonnseitige Hänge mit Weinreben bepflanzt waren, während sich auf der Nordseite die Kiesgrube des Dorfes befand. Am westlichen Hang stand ein kleines Haus mit bescheidener Wohnung und einem engen, lichtarmen Stall, der Platz bot für zwei bis drei Ziegen. Auf der Sonnenseite des Hauses lag ein sorgfältig instand gehaltenes Gärtchen, in welchem im Frühjahr herrliche hochstenglige Schlüsselblumen aller Art und lieblich blaue Leberblümchen in verschwenderischer Fülle blühten. Vom Häuschen weg zog sich rings um den Fuß des Weinberges eine Weißdornhecke, in der wir Dorfkinde um Ostern herum jedes Jahr die lieblich duftenden Veilchen und im Herbst rote „Mehlbeeren“ pflückten. Wenn wir im Frühling den Hag nach Veilchen abgesucht hatten, pflegten wir unsere Sträußchen nicht selten zu vervollständigen mit Schlüsselblumen und Leberblümchen, die wir in unbeschriebenen Augenblicken im Gärtchen des genannten Häuschens „stibizten“. In der Kiesgrube füllten wir unsere Taschen mit weißen Kieselsteinen, aus denen wir zu Hause im dunkeln Wandkasten Funken schlugen. Daß es uns im Herbst schon einige Wochen vor Beginn der Weinlese mit aller Macht zum Weinberge hinauszog, wo in der milden Septembersonne die blauen Klevner- und die goldgelben „weißen“ Trauben reiften, muß wohl nicht besonders erwähnt werden.

Im Häuschen wohnte die aus Vater, Mutter und drei Mädchen bestehende Familie Leemann, die ein bescheidenes, aber zufriedenes Dasein führte. Der Mann verdiente sein Brot als Maurer und Kaminfeger; die Frau bearbeitete neben einem Stückchen eigener Weinreben die zum Hause gehörenden Wiesen und Äckerchen und schaffte daneben im Taglohn in den Weinreben begüterter Bauern. Die drei Mädchen dagegen sorgten den Ziegen für Grünfutter, suchten im Walde dürres Holz und im Sommer Erdbeeren, Heidelbeeren und Himbeeren und verkauften diese an eine Händlerin. Maurer Leemann war ein untersehtes, temperamentvolles Männchen mit schwarzem Haar, schwarzem Schnurrbart und lebhaften Schalksaugen. Da in den umliegenden Bauerndörfern nur alle zwanzig bis dreißig Jahre ein neues Haus

gebaut wurde, arbeitete Leemann meist in einem etwas entfernten Industriedorfe, wo die Bauleute mehr zu tun fanden, wurde dagegen im Heimatdorfe oder in einem der benachbarten Bauerndörfer ein Haus repariert oder frisch verputzt, so fiel die Arbeit meist unserem Leemann zu; denn er verstand sein Handwerk, war bescheiden, fleißig, übervorteilte die Leute nicht und wußte von seiner Wanderschaft mit dem ihm angeborenen Humor sehr unterhaltsam zu erzählen.

Im Frühling widmete er sich jeweils während einiger Wochen ausschließlich dem Kaminfegerberufe. Dabei liebte er es, uns Kindern nach altem Handwerksbrauche allerlei Streiche zu spielen, so daß wir uns gerne in angemessener Entfernung von dem kleinen schwarzen „Chämitüfel“ hielten. Befand sich der Schalk dagegen oben im Kamin, wo er seine Leiblieder zum besten gab: „Freund, ich bin zufrieden, geh es wie es will,“ „Köln am Rhein, du schönes Städtchen,“ „An der Saale kühlem Strande,“ „Zu Straßburg auf der langen Brück“ und Schelmenlieder wie „Bruder, über hundert Jahre ha'n wir weder Kopf noch Haare,“ „Ein freundlich Gesicht und lächelnde Miene macht stets meine liebe, gute Rosine,“ so hörten wir ihm gerne zu. Traf es sich etwa, daß die Bauernleute auf dem Felde Frühlingsarbeiten oblagen und der Kaminfeger sich allein im Hause befand, so hielten wir uns ab und zu schadlos für den uns angetanen Schabernack, indem wir sämtliche Ausgänge des Hauses verrammelten und den „schwarzen Vogel“ schachmatt, beziehungsweise gefangen setzten. Doch Leemann wußte sich in solchen Fällen zu helfen, indem er nach getaner Arbeit aus der Rauchkammer eine Rauchwurst holte und — nachdem er auch für die nötige Tranksame gesorgt — sich am Tische gütlich tat, bis die Bäuerin heimkam und den aufgeräumten „schwarzen Mann“ aus seiner vergnüglichen Haft befreite. Bei solchen Gelegenheiten pflegte der „Schwarze“ uns Kinder durch die Stubenfenster zu schrecken, indem er die abscheulichsten Fragen schnitt, Fragen, gegen welche die diabolischen Fastnachtsmasken der Lötchentaler wahre Engelsgesichter waren.

Leemann rauchte uns Leben gern „Ripplitubak“, das Pfund zu vierzig Rappen: werktags aus brauner Stummelpfeife, Sonntags (dem

Festtag zu Ehren) aus weißer „Meerschampfeife“. Wenn er im Dorfe arbeitete, rief er ab und zu einem von uns Kindern, es solle ihm im Krämerladen einen „Bierlig“ (125 Gramm) Ripplitubaſ holen; aber nur selten ließ sich eines dazu bewegen, weil wir nie sicher waren, ob es dem Schalk ernst war, oder ob er uns einen Poffen spielen wollte.

Am Sonntag trank er gern ein Glas Bier oder einen Schoppen Rotwein im Dorfwirtshaus und kehrte in der Regel abends heizzeiten zu seiner Familie zurück. Trank er einmal ein Gläschen über den Durst, so verfiel er einer Gepflogenheit, die uns Kindern ein geradezu himmlisches Vergnügen bereitete. Er begab sich dann nämlich unbemerkt in den Pferdestall des Dorfwirtes, löste das erste beste Pferd von der Krippe, setzte sich darauf und sprengte durch Straßen und Gassen des Dorfes; ja, er setzte selbst über den (allerdings harmlosen) Dorfbach. Wir Kinder folgten dem seltsamen Reitersmann oder dem „fliegenden Holländer“, wie er im Dorfe auch genannt wurde, mit lautem Freudengeschrei, wie die Kinder von Hameln dem sagenhaften Rattenfänger. Sobald jedoch die Sache dem zügel- und sattellosen Pferde „zu dumm“ wurde, kehrte es aus eigenem Antrieb mit seinem ungewohnten, gestikulierenden und fröhliche Grimassen schneidenden Reiter in den heimischen Stall zurück zum großen Bedauern der Jungen und — der Alten. Hörte Leemanns Frau, die dicke Babette, von der Sache, so kam sie eilig ins Dorfwirtshaus, um den Gatten heimzuholen. „Du alte-n-Esel, was machst du wieder für Komedi, du machst scho-na, daß d'e-mal de Chopf ischüzisch und d'Bei oder d'Arm brichst und dann cha-me di ha!“ waren in solchen Fällen die immer wiederkehrenden, aber in aller Herrgottsruhe gesprochenen Worte unserer Babette.

Als das Ehepaar schon gegen die Fünfzig ging, kehrte eines Tages ein Bruder von Leemanns Frau, der sich vierzig Jahre in Rußland aufgehalten und in der Zwischenzeit nie an seine Angehörigen geschrieben hatte, ganz unerwartet nach Hause zurück. Er machte einen sehr hablichen und gewinnenden Eindruck, und da über seiner „Erscheinung“ überdies der Zauber der Fremde lag, wurde er im Dorfe mit dem nötigen „Respekt behandelt“. Ich war damals ein achtfähriger Bub, sehe aber den etwas corpulenten, gut gekleideten, schönen Mann mit den roten Wangen, dem schon etwas angegrauten

Haar und dem vollen Schnurrbart noch vor mir, als ob es nicht vor fünfzig Jahren, sondern gestern gewesen wäre. Der „Ruß“, wie der Mann vom ersten Tage an im Volksmund hieß, besuchte in den ersten Tagen seine nächsten Verwandten und erschien auch einigemal im Dorfwirtshaus, ohne hier viel Wesens zu machen. Er wohnte nicht bei seiner Schwester Babette im See, sondern bei Schwester Züsi, die im Dorfe verheiratet war. Gerne hätten die Leute gewußt, ob der „Ruß“ als reicher Mann heimgekehrt sei; allein er schwieg sich hierüber, wie auch über den Aufenthalt in Rußland beharrlich aus, so daß die Dorfbewohner und selbst die nächsten Angehörigen mit dem Raten vorlieb nehmen mußten.

Noch nicht drei Wochen waren herum, da hieß es, der Ruß sei irrsinnig geworden. „Ich suche klares Wasser!“ war von nun an alles, was er immer wieder vor sich hin sprach. Stundenlang sah man ihn mit Kupfergелten, Kesseln, hölzernen Wäschegелten und Kübeln, mit Milchbecki und anderen Gefäßen, die in Züsis Haus aufzutreiben waren, zum Dorfbrunnen laufen, um „klares Wasser“ zu holen. Wir Kinder sahen diesem seltsamen Treiben von der hohen Laube eines alten Speichers aus zu, fürchteten uns und hatten Angst, er ertränke das ganze Haus Züsis, in dem eine unserer Schulkameradinnen wohnte. Ab und zu lief der Irre auch dem silberhellen Dorfbach entlang, der in natürlichem Laufe durch die Wiesen dem Dorfe zufloß. Auch da suchte der bedauernswerte Mann „klares Wasser“. — Am Ende der vierten Woche starb er plötzlich, ohne daß man die eigentliche Todesursache zu erkennen vermochte. Um so nachhaltiger beschäftigte sich daher die Volksseele mit den Geheimnissen, die einen dichten Schleier um die Gestalt des „Rußen“ woben. Man fing an zu munkeln, es werde seine Gründe haben, warum der Ruß irrsinnig geworden und plötzlich gestorben sei.

Als die Angehörigen nach dem Begräbnis die Koffern des Verstorbenen öffneten, kam ihnen unter anderem ein großes Bündel seltsam aussehender, blau bedruckter Papiere in die Hände, die sie nicht zu deuten verstanden. Man ließ einen sachkundigen Mann kommen. Der stellte fest, daß es sich um russische Wertpapiere im Betrage von sechzigtausend Franken handle. Dieses nach damaligem Geldwert und nach dörflichen Begriffen sehr ansehnliche Erbe wurde nun unter die vier Geschwister verteilt, so daß

unserem Seemann ein Betrag von 15 000 Franken zufiel.

Ich erinnere mich nun besonders noch daran, daß man sich in allen Familien (so auch in meinem Elternhause und besonders im Dorfwirtshause, dessen Besitzer mein Götti und Onkel war) erzählte, der Verstorbene hätte in Rußland eine Bierbrauerei mit Wirtschaft betrieben, sei in mitternächtlichen Stunden Gästen, die viel Geld bei sich trugen, nach dem Verlassen des Gasthauses mit seinem großen schwarzen Hunde nachgefolgt, habe sie ums Leben gebracht und ihres Geldes beraubt — so sei es keine Kunst, sechzigtausend Franken zu hinterlassen. Solche, die noch witziger sein und die Sache noch besser wissen wollten, erzählten, der Ruß hätte einem Freimaurerorden angehört. Diese besäßen von jedem ihrer Mitglieder eine Photographie, und sobald sich ein solches irgend ein Vergehen oder eine Untreue gegenüber den Ordensgeboten zuschulden kommen lasse, werde mit einer Pistole nach dessen Photographie geschossen, worauf der Betreffende, wo in der Welt er sich auch immer aufhalte, eines plötzlichen Todes sterbe. Da der Freimaurerorden eine Erfindung des Teufels sei, so werde dieser den „Ruß“ zu „väterlichen Händen“ genommen haben. Es sei deshalb eine Frage, ob man recht daran getan, als man dem Gestorbenen eine „ehrlche“ Grabstätte zuerkannt. Diese und andere unheimliche, aus den tiefsten Abgründen der Volksseele stammenden Gerüchte gingen lange Zeit von Mund zu Mund. Und als es sich dann später noch herausstellte, daß die Erben schon nach ein paar Jahren nichts mehr von ihrem Erbe besäßen, fühlten die Dorfbewohner sich erst recht bestärkt in ihren unheimlichen, jeder sichern Grundlage entbehrenden Mutmaßungen. Es sei kein Segen auf dem Gelde, hieß es und „Wie gewonnen, so zerronnen“.

Ob all diesen dunklen Gerüchten, die ihm und seiner Babette ebenfalls „zu Ohren“ kamen, ließ sich nun unser Maurer und Raminfeger Seemann weder einen längeren Bart noch graue Haare wachsen. Im Gegenteil. So aufgeräumt, wie nach dem Empfang der fünfzehntausend Franken, hatte man den schon von Natur aus lebensheiteren Mann nie zuvor gesehen. Der Besitz des „unermesslichen Reichtums“ stieg selbst der Babette, die wohl zeit ihres Lebens nie fünfhundert Franken beisammen gesehen hatte, mächtig in den Kopf.

Von Stund an nahm Seemann keine Kelle

und keinen schwarzen Besen mehr zur Hand. Soviel Geld besitze der reichste Mann in der Stadt nicht, sagte er, nun wollten sie es auch einmal mit dem Herrenleben probieren. Damit man sich seiner aber auch später noch erinnere, baue er im Laufe der nächsten Jahre eine Reihe neuer Häuser vom See bis zum Dorfe.

Nun begann in der Tat ein Herrenleben in dem bisher so schlichten und unbeschriebenen Häuschen im See. An Kleidern und Speisen ward nur noch das beste und teuerste gekauft, und wer zu Gast kam, wurde fürstlich bewirtet. Jede Woche reiste das Paar zwei bis drei Mal nach einem der benachbarten Landstädtchen, wo es in den altbekannten Gasthöfen bei Braten und Rotwein so wohl lebte, daß es den Wirtsleuten bald genug auffiel. Man behandelte denn auch „Herrn und Frau“ Seemann äußerst zuvorkommend und bewies den beiden im Hinblick auf die hohe Beche ganz unverdiente Ehren. Der ehemalige „schwarze Vogel“ rauchte von nun an auch außerlesene teure „Kopfigarren“. „Die alte Mamsell im Krämerladen kann nun meiner wegen ihren hundsähnlichen Ripplitubak den Vögeln auf die Schwänze streuen,“ spottete er. Man verschmähte im Häuschen im See auf einmal auch die „grünen“ Würste aus der Dorfmezz, die man früher als leckere Sonntagsspeise betrachtet hatte. Der Metzger solle solch ordinäres Lumpenzeug verkaufen wem und wohin er wolle oder es den Handwerksburschen geben, sofern es diesen nicht zu schlecht sei, einmal im See hätte man kein Verlangen mehr danach!

Nachdem Seemann und seine Babette drei Jahre lang gelebt hatten „wie die Vögel im Hanssamen“, nachdem sie drei herrliche Jahre auf allen Jahrmärkten und bei allen Festlichkeiten sich benommen hatten, als wären sie „s Große Hunds Götti und Gotte“, nachdem Kelle und Besen drei lange Jahre in einem Winkel ein verachtet Dasein gefristet hatten und die beiden Ziegen — die sich für Herrenleute nicht mehr „schickten“ — den Weg alles Fleisches gegangen waren, mußte das Ehepaar zu seiner Bestürzung eines schönen Tages wahrnehmen, daß der „unermessliche“ Reichtum erschöpft — ganz erschöpft war, und daß von der geplanten Häuserreihe, die den kommenden Geschlechtern von Seemanns Reichtum und Größe Kunde geben sollte, auch nicht ein Haus erstellt war. Überdies wurde das Seemannsche Paar von nun an nicht selten in drastischer

Art daran erinnert, daß wer den Schaden hat, nicht für den Spott zu sorgen braucht.

Wer aber geglaubt hatte, die beiden „abgebrannten“ Leuten würden sich nun fast „hinterzinnen“, täuschte sich. Sie schickten sich mit philosophischem Gleichmut in die stark veränderte Lage. Leemann griff wieder zu Kelle und Besen, verdiente sich sein tägliches Brot wieder durch seiner Hände Arbeit, war dankbar, wenn er Sonntags bei „grünen“ Würsten und einer Pfeife „Rippplitubak“ der Ruhe pflegen und ver-

gangener goldener Tage in Gelassenheit und Freundlichkeit gedenken konnte.

Im Jahre 1883 holte ihn der Tod ab (und nicht lange nachher auch die Babette), nahm ihm Kelle und Besen für immer aus der Hand und bettete ihn auf dem welteinjam am Berge liegenden Kirchhof in die nämliche Reihe mit diesem und jenem, der den kleinen Maurer einst beneidet, dann verlacht und zuletzt wieder geschätzt hatte.

G. B.

Warten.

Abends lastet die Sehnsucht so schwer,
Drückt bleiern mich nieder,
Mir ist, als kämest du nie mehr,
Ach, nie mehr wieder.

Hört ich nicht Schritte im Garten?
Mein Herz klopft so bang.
Müde, müde machst Warten.
Ich warke sehr lang.

Freddy Ammann-Meuring.

Der Spohrer.

Von Fritz Müller.

Daß die Schule einen Teil vom Hansi von uns schälte, merkten wir erst gar nicht. Eines Tages aber schrie es von der Straße:

„Miller!“

Mutter rührte ruhig weiter um im Kochtopf. Was ging sie der Miller an?

„Mi—ller!“ schrie es ärger.

Meine Arbeit am Schreibtisch fing ein wenig an zu stocken. Miller? dachte ich dunkel zwischen zwei Sätzen, der Name kommt mir fast bekannt vor — na, im Grunde, was geht mich ein Miller an? Whupp, holte schon die Feder aus zum nächsten Satz.

„Mi=i=i=ille=e=er!“ flirrte jetzt das Fenster neben meinem Schreibtisch. Auf damit, den ärgerlichen Kopf hinausgestreckt — stand da ein kleiner, runder Kerl auf der anderen Straßenseite, blaurot im Gesicht vor lauter Miller-Rufen, und machte eben seine Händchen hohl zu einem verstärkten Miller-Gedröhn.

„Willste wohl!“ drohte ich hinab. „Was ist denn los?“

„Ich geh' zum Schlittenfahr'n — der Miller soll 'runterkommen mit seinem Schlitten!“ brüllte das Kerlchen herauf.

Nein, dieser unverschämte Bengel! Dem sollte ich wohl seinen Boten machen, um aus irgend einem Stockwerk über uns oder unter uns irgend einen Miller —

„Du, Mann“, sagte hinter meinem Rücken

die seltsam bedrängte Stimme meiner Frau, die aus der Küche herausgekommen war, „du, Mann, ich glaube, er meint unsern — unsern Hansi.“

„Unsern — unsern?“ stammelte ich verbindungslos.

Der kam plötzlich aus dem Kinderzimmer hereingeschossen.

„Warum habt ihr nicht gesagt, daß mich der Spohrer ruft?“ sagte er gekränkt, holte sich seinen Schlitten und zog mit dem Spohrer ab. Weder der Hansi noch der Spohrer warfen einen Blick zurück zum Fenster, wo die Mutter noch lange neben dem Vater stand und ihnen nachsah. Nachsah, bis der Schlitten und der Hansi und der Spohrer um die letzte Ecke bogen.

„Der Miller“, sagte sie langsam und bemühte sich, mich anzulächeln. Aber da stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Sie fuhr sich an den Wenden hinab, als habe sich daran zum erstenmal ein Stück von ihrem Hansi abgeblättert.

„Der Spohrer“, gab ich ihr zur Antwort und fuhr mir über die Schläfe, als habe sich da etwas Fremdes angesetzt.

An diesem Morgen hat Mutter noch unzählige bittere Miller in die Mittagsuppe eingerührt. An diesem Morgen drängten sich ganze Trupps von unverschämten kugelrunden Spohrern durch die Zeilen meiner Arbeit.

Von da ab wuchs der Spohrer drohend in unsere Familie hinein. Gewisse weiche Stellen